Die Heimatseite

Wochenbeilage zum Stadtanzeiger für Castrop-Rauxel und Umgebung

85 Sept. 1935

Neue Folge der Heimatblätter für Castrop-Rauxel und Umgebung

Haustiere in westfälischen Sprichwörtern und Redensarten

Pferd und Esel — Hund und Katze

Von A. H. Blesken

Das Gefühl der engen Zusammengehörigkeit, das der Landbewohner, insonderheit der Bauer, für seine Haustiere hat, tritt schon rein äußerlich dadurch in die Erscheinung, daß sie mit ihm unter einem gemeinschaftlichen Dache sind. Wenn da der moderne Hausbau vielleicht in neuerer Zeit hier und da einen Wandel geschaffen hat, daß nämlich bei Neubauten landwirtschaftlicher Art besondere Viehhäuser entstehen, so geschieht das wohl vielmehr von einem praktischen Gesichtspunkte aus als darum, daß etwa die Wertschätzung des Landmanns für sein Vieh abgenommen hat. Es ist auch noch eine Frage, ob beispielsweise heute im Zeitalter der Maschine die Zahl der Pferde überhaupt zurückgegangen ist oder wenigstens in dem Maße, wie das durch Uebernahme von Arbeiten durch die Maschine bedingt ist. Jedenfalls — das sei nochmals betont — die Wertschätzung des Bauern für seine Haustiere ist geblieben, da er weiß, was er an ihnen hat, schon allein in materieller Beziehung. Ganz drastisch kommt das in einer bekannten Redensart zum Ausdruck: „Dat Beste hält de Düwel ümmer toeest, gistern usen Schimmel un hadage use Beßmoer" (Das Beste holt der Teufel immer zuerst, gestern unsern Schimmel und heute unsere Großmutter). Es muß schon ein sehr geiziger Bauer sein, der seinen Pferden den verdienten Hafer abzieht, und das Wort: „De Piärre, de 'n Hawer verdaint, kriget ne sellen" (Die Pferde, die den Hafer verdienen, bekommen ihn selten) kann nur auf solche Ausnahmen hinweisen. Gewiß gibt es auch unter den Bauern unvernünftige Leute, die ihren Pferden mehr zumuten, als sie auch mit dem besten Willen leisten können, die ihnen wohl die schwere Arbeit zumuten, es aber an der nötigen Pflege fehlen lassen, die sich nicht als die Gerechten ihres Viehes erbarmen und denen man warnend zurufen muß: „En willig Piärd mat 'me nit üöwerdriwen" (Einem willigen Pferde muß man keine überschweren Lasten zumuten). Diese Mahnung ist aber auch sehr oft im Menschenleben am Platze, denn gerade ein gutmütiger Mensch kann, wenn seine Gutmütigkeit mißbraucht wird, einmal sehr kräftig zeigen, daß die Gemütlichkeit ihre Grenzen hat. Deshalb ja bei allen Dingen Vernunft und Einsicht walten lassen. Unvernünftig aber ist einer, der sich sagen lassen muß: „Me draf de Piärre nit lichter'n Wagen spannen" (Man darf die Pferde nicht hinter den Wagen spannen). Wer so töricht ist, der braucht sich nicht zu wundern, wenn er sich mitsamt seinem Gespann auf einmal im dicksten Dreck wiederfindet. Gerade so schlimm aber, wie eine ganz falsch angefaßte Arbeit, ist die Faulheit. Wehe dem, der der Arbeit aus dem Wege geht mit der Entschuldigung: „Vam vüellen Arbäien gaaht de besten Piärre kaput" (Vom vielen Arbeiten gehen die besten Pferde kaput). Mit dessen Betriebe wird es gar bald den Krebsgang gehen, und man wird von ihm leicht feststellen können: „Hai es va 'me Piärre op 'n Jesel kuemmen" (Er ist vom Pferde auf den Esel gekommen).

Damit sind wir denn bei dem dickfelligen und rauhhaarigen Freund Langohr angekommen, den man jetzt nur noch selten auf einem Bauernhofe sieht und dann wohl nur noch zu dem Zwecke, das Wägelchen zu ziehen, in dem die kleinen Kinder spazieren fahren. Früher freilich, da war er fast auf jedem Bauernhofe, um das Korn zur Mühle zu bringen und das Mehl wiederzuholen. Aber heute, wo das lustige Geklapper der Mühlen vielfach auch aus den Dörfern verschwunden ist, was soll da noch der Esel? Er scheint dem Aussterben nahe zu sein, und doch ist er besser als sein Ruf, und

es stimmt nicht ganz, wenn wir immer von dem „dummen Esel" sprechen.

Das beweist schon das Wort: „Wao sick de Jesel eimal stött, dao wahrt de sick tom twedden Maole" (Wo sich der Esel einmal stößt, da nimmt er sich zum zweiten Male in acht). Wir können da von ihm lernen, indem wir aus gemachten Erfahrungen eine Lehre für gleich gelagerte Fälle ziehen. Tun wir das nicht, so könnte uns leicht das Wort vom „dummen Esel" treffen. Wenn man aber weiß, „m aollen Jesel es schlecht danzen lähren" (Einem alten Esel kann man schlecht das Tanzen lehren), dann liegt das weniger an seiner Dummheit, als daran, daß das, was Hänschen nicht lernt, auch von Hans nicht mehr begriffen wird.

Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Wenn man bis in sein Alter ein ehrlicher Kerl gewesen ist, so fällt es einem sehr schwer, wenn man nun die „Kunst" des Unehrlichen erlernen soll. Die Erfolge sind da — zum Glück! — meist gleich Null. Man kann nicht aus seiner eigenen Haut heraus, und wenn man — um ein naheliegendes Beispiel zu nennen — aus einem guten Deutschen im Saarlande einen Franzosen machen wollte, so brauchte man sich über den Mißerfolg nicht zu wundern. Gewiß stimmt es: „Me kann 'n Jesel wuoll int Water twingen, aower nit, dat he süpet" (Man kann den Esel wohl ins Wasser zwingen, aber nicht, daß er säuft). Das heißt bei dem erwähnten Beispiel: Man kann einem Deutschen eine fremde Regierung geben, man kann ihn unter fremde Gesetze stellen, ihn mit fremder Münze entlohnen, aber Zwang u. Gewalt haben eine Grenze, die niemals überschritten werden darf. Der Versuch dazu könnte sich schwer rächen. Das merke man sich vom deutschen Michel:

Säumt der Deutsche gerne lange, nimmer beugt er sich dem Zwange.

Im Gegenteil, er könnte dann eines Tages sehr ungemütlich werden: „Hat treckt de Jeselshanschen an" (Er zieht die Eselshandschuhe an) und gibt dann dem Gegner schlagende Beweise dafür, daß der sich auf dem Holzwege befindet. Besser ist es also, den nötigen Abstand zu wahren, denn: „Wat sick ame Jesel schuert, diem bliwet de Haor daovan am Rock hangen" (Wer sich am Esel scheuert, dem bleiben dessen Haare am Rock hängen). Aber freilich, weil nun mal der deutsche Michel eine Geduld hat, von der es manchmal schwer zu sagen ist, ob es Engels- oder Eselsgeduld ist — der alte Hofprediger Emil Frommel spricht in einer seiner Geschichten von diesen Arten der Geduld — so glaubte der Gegner immer wieder, sein Mütchen an ihm kühlen zu dürfen. Aber Uebermut tut selten gut und rächt sich in den meisten Fällen: „Wenn't diem Jesel te wuoll wäd, gäiht he op et Is un tebrieket 'n Hals" (Wenn der Esel übermütig wird, geht er aufs Eis und bricht sich den Hals).

Wohl dem, der in Ehren alt geworden ist, dessen Alter keine Tage hat, von denen er sagen muß, daß sie ihm nicht gefallen. Leider ist das manchmal so, und das ist besonders hart, wenn er in der Jugend bessere Tage gesehen hat und man also feststellen muß: „We vüör diättig Jaohr ritt mot nao diättig Jaohr te Faute gohn" (Wer vor dreißig Jahren reitet, muß nach dreißig Jahren zu Fuß gehen).

Es kann also nicht schaden, wenn einem in der Jugend ein scharfer Wind um die Nase weht

und wenn auch in der Zeit des Lernens ausnahmsweise mal die ultima ratio in Gestalt des Haselstöckchens angewandt wird. Für falsche Gefühlsduseleien hatten unsere Altvorderen kein Verständnis: „Blagen un junge Rüens mai't schlagen wärn" (Kinder und junge Hunde müssen Schläge haben). Dann werden sie schon geraten und später auch nicht bei jedem Hindernis verzagt werden.

Der schlechte Mensch kann noch so bittere Erfahrungen machen, es wird ihm schwer, von seinem schlechten Tun zu lassen, denn: „De Katte lätt dat mujen nit" oder: „Wat van Katten hiärstammt, dat well ok mujen" (Die Katze läßt das Mausen nicht, oder: Was von Katzen herstammt, das will auch Mäuse fangen). Zwang würde da nichts nützen, im Gegenteil, die Sache nur schlimmer machen: „Bind de Katte op'n Speck, un se fritt doch nit" (Binde die Katze auf ein Stück Speck, und sie frißt doch nicht). Vielleicht hat man Glück, wenn man es mit Güte versucht: „Je mähr at me de Katte strieppelt, dest höcher büört se 'n Stiärt" (Je mehr man die Katze streichelt, desto höher hebt sie den Schwanz, d. h. desto freundlicher ist sie). Natürlich darf Güte nicht in Affenliebe ausarten, die dem Kinde alles gewährt, was es sich wünscht. Gewiß ist es dann zufrieden, denn: „Wenn de Katte mujet, miaumet se nit" (Wenn die Katze mauft, miaut sie nicht). Wenn bei solchen Kindern aber mal die Eltern nicht zu Hause sind, da kann es ein nettes Durcheinander geben: „Wenn de Katte nit te Hus es, dann danzet de Müse op Dischen un Bänken" (Wenn die Katze nicht zu Hause ist, dann tanzen die Mäuse auf Tischen und Bänken). Ja, es ist schon schwer, da immer das Richtige zu treffen, aber am allerschwierigsten ist es doch, tiefgehende Gegensätze auszugleichen: „Et es 'n schwaor Stück Arbäit, Katten un Rüens tau Frönne te maken" (Es ist ein schweres Stück Arbeit, Katzen und Hunde zu Freunden zu machen). Es tritt da immer wieder die grundverschiedene Art, das verschiedene „Blut" der beiden Tiere hindernd in den Weg. Bei den Menschen ist es nicht anders; das können wir daraus merken, wie unendlich schwer es die Männer und Frauen haben, die am großen Wert der Völkerversöhnung arbeiten. Wann mag diese schwierige Frage wohl endlich ihre befriedigende Lösung finden, so daß sich die Völker nicht mehr wie „Katze und Hund" gegenüberstehen?

Das Hollerey (Hallerey)

Von Adolf Dorider, Dülmen

Am 28. Oktober 1928 veröffentlichte Hermann Pöttker, anscheinend auf Deipenbrock: „Geschichte des Oberhofes Hudarde" fußend, einen Artikel „Die Dorffelder und die Mailoher Mark". Unmittelbar an die Dorffelder Mark grenzte ein anderer Gemeinheitsgrund, „Das Hallerey" oder „Hollerey".

Wenn man heute Marken und Gemeinheiten durchweg gleichsetzt, so machte man früher, d. h. im 18. Jahrhundert einen Unterschied. Die Mark hatte eine besondere Verfassung, der Kreis der Berechtigten war beschränkter und ausgeprägter, in der Grafschaft Mark wollte man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die „Mark" geradezu mit Forst gleichsetzen. Denn hier stand die Holznutzung in erster Linie. Bei der Gemeinheit war im Gegensatz zur Mark „usus und proprietas communis", wenn es auch hier in der Berechtigung Abstufungen gab. Oft lag die Gemeinheit neben der Mark, und letztere diente ebenfalls der allgemeinen Hude, die Holznutzung dagegen war auf einen bestimmten Kreis der Genossen beschränkt. Dieser Zustand ist das Schlußergebnis einer langen Entwicklung, wie er sich darstellt, als man unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege daranging, in der Grafschaft Mark auf staatliche Initiative hin und unter staatlicher Leitung, die Marken- und Gemeinheitsteilungen allgemein in Angriff zu nehmen. Der Königl. Spezialbefehl, der die Teilung befahl, wurde unter dem 18. Juni 1765 der klevischen Kriegs- und Domänenkammer übermittelt. Unter diese Verfügung fiel auch das Hollerey.

Dieser oft als Heide bezeichnete Distrikt war schätzungsweise 200 bis 250 Morgen groß, grenzte nach Osten zu an das Dorffelder Gehölz, im Süden an die Martener Feldmark, im Westen an das Dorf Marten, im Norden an das adelige Haus Wischelingen und die Bauerschaft Rahm. Der östliche Teil war wässerig und grundlos, da das Wasser keinen Abfluß hatte, nach Westen zu war der Boden dürr und trocken. Das Hallerey lag zum Teil im Märkischen, teils in der essendischen Exklave Hudarde, erstreckte sich also in zwei Territorien hinein.

Gehölz und Weide fand sich. Das Gehölz, das als Mark angesehen wurde, lag ausschließlich auf essendischem, die eigentliche Hudschaft auf märkischem Gebiete. Beide Flächen waren ungefähr gleich groß.

Berechtigt zur gemeinsamen Hude waren:

1. die märkische Dorfschaft Marten;
2. das märkische, damals aber schon zersplitterte, adelige Haus Marten;
3. das märkische, adelige Haus Wischelingen;
4. aus dem essendischen Dorfe Hudarde die vier Haushaltungen: Viehhaus, die beiden Degener und Welkener, d. i. die Oberbeckesche Bauerschaft (Welkener, Viehhaus, Mittelviehhaus und Degener);
5. das essendische Dorf Dorstfeld.

An dem Gehölz hatte Marten keine Berechtigung, sondern nur Hudarde, Dorstfeld und Haus Wischelingen. Dieses, Haus Marten und der Voerste zu Marten hatten das Recht der unbeschränkten Schaftrift.

Wie das bei der Teilung vieler Gemeinheitsgründe der Fall war, ergaben sich auch hier dadurch, daß das Hallerey im Gebiete zweier Landesherrschaften lag, Schwierigkeiten. Man hatte sich zwar sofort preußischerseits mit der Landesherrin von Hudarde, der Fürstäbtissin in Essen, ins Einvernehmen gesetzt. Da sich die essendischen Untertanen von einer Teilung keinen Vorteil versprachen und darum diese ablehnten, blieb auch die Regierung in Essen der Teilung abgeneigt. Die märkischen Interessenten, besonders die Martener Vollbauern: Heuthaus, der Schulze zu Marten, Voerste, Hausmann, Barrdi befürworteten die Teilung, da sie den märkischen Anteil, den Heide- und Huddistrikt, für sich allein zu bekommen hofften. Bis 1775 hat man vier Teilungstermine abgehalten, die alle fruchtlos verliefen. Bei dieser Sachlage entschloß sich die preußische Behörde, die Teilung so lange hinauszuschieben, bis alle ausländischen Interessenten sich gütlich zu dieser herbeiließen.

Im Jahre 1821 war unsere Gemeinheit noch ungeteilt.

Altes bäuerliches Sprachgut

Es ist leicht erklärlich, daß die alte germanische Schollenverbundenheit ihren deutlichen Niederschlag auch im deutschen Sprachgute gefunden hat. Die Sprache ist ja der Ausdruck der Denkart eines Volkes, und „wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über". So benutzt selbst der Städter heute zahllose Redewendungen, die bei näherer Betrachtung sich als Worte und Ausdrucksformen des Landlebens erweisen. Man empfindet z. B. Verdruß, wenn man jemandem zuhören muß, der „leeres Stroh drischt". Solch ein Mensch, denken wir innerlich, sollte seine Zunge lieber „im Zaume" halten, statt als „Zungendrescher" andere Leute aufzuhalten. Man nennt ihn auch kurzweg „Kohlkopf". Manch einem geht es aber zu gut; es „sticht ihn der Hafer"; dann kann er niemanden „ungeschoren" lassen, oder ihm „schwillt der Kamm", und er tobt „wie ein Zinshahn", beides Ausdrücke vom bäuerlichen Hühnerhofe. Der Zinshahn springt vielleicht deshalb wie närrisch herum, weil der Bauer, der ihn im Sacke oder Korbe zu seinem Zinsgläubiger gebracht hat, ihn dort auf dem Hofe aus seinem Gefängnis herausläßt, so daß der Hahn nun flügelschlagend herumflattert.

Wenn einer sich mit zweifelhaften Ehrenmännern in Geschäfte einläßt, so kommt er niemals „ungerupft" davon. Entweder „ziehen sie ihm gleich das Fell über die Ohren" oder treiben sonstwie ihre „Wucherei" mit ihm. Auch das Wort „wuchern" ist ein Ausdruck des Landbauern. „Schädlinge" jeder Art sollte man — auf dem Acker wie in der Volksgemeinschaft — „mit Stumpf und Stiel ausrotten". Aber leider bewahrheitet sich meist das alte Wort: „Unkraut verdirbt nicht!", auch wenn man sich noch so sehr bemüht, ihm „das Wasser abzugraben". Ein redlicher Mensch hingegen „schindet sich lieber ab wie ein Ackergaul", um mal einen Erfolg „hereinzubringen" — nämlich in die Scheune — und „Früchte seiner Arbeit zu ernten". Es „scheffelt" ja nicht immer; und nicht jeder kann und soll überall „seinen Schnitt" machen und „sein Schäflein scheren" oder eigennützig immer „den Rahm abschöpfen" wollen. Auch ist dafür gesorgt, daß „die Bäume nicht in den Himmel wachsen". Aber wenn es oft „taube Aehren" gibt, so „findet" doch selbst „ein blindes Huhn einmal ein Korn".

Wie man sieht, wohnt diesen anschaulichen Redewendungen aus dem bäuerlichen Sprachschatze oft ein „Körnlein" Humor inne. Manche Ausdrücke sind geradezu „Sprachblüten", z. B. wenn man von einem sagt, „ihm ist die Petersilie verhagelt", weil er den Kopf hängen läßt „wie eine geknickte Lilie!" Aber auch die ernste Daseinsberechtigung des deutschen Menschen spiegelt sich in diesen Bildern aus dem Landleben wider. Alles „blühende" Leben muß zwar einmal „welken", und es kommt einmal der Tod als „Mäher" mit der „Sichel" oder als „Sensenmann", um seine „Ernte zu halten". Aber ein Mensch, der „an Wurzel und Wipfel" gesund ist, „brütet" nicht lange über solchen Gedanken wie über „ungelegten Eiern". Er geht seinem „Tagewerk" nach und arbeitet „im Schweiße seines Angesichts" und freut sich aller „reifenden Früchte" von Herzen. Natürlich hat ein jeder sein „gerüttelt u. geschüttelt Maß" an Sorgen und Plagen, aber das ist Menschenlos. Jedes „Samenkorn" geht einmal auf, wenn man den „Boden richtig bestellt", denn „wie die Saat, so die Ernte". Wir alle sind ja dankesfrohe und treue Kinder unserer deutschen „Heimatscholle" und werden auch gern wieder als „Hüter" unseres Vaterlandes „zu Felde" ziehen, wenn es jemals nötig sein sollte.

Eine drastische Grabinschrift

Auf unseren alten Friedhöfen finden sich mitunter Sprüche auf den zerfallenden Grabsteinen, die uns in ihrer drastischen Form heute gar sonderlich und auch wenig passend anmuten. Daß sie vielfach in plattdeutscher Sprache abgefaßt sind, erhöht noch ihre Derbheit. Unglaublich fast klingt uns eine Grabschrift, die auf dem alten Kirchhofe in Greven sich findet. Sie lautet:

„Achter use olle Kerke
legg begraven Franz Derke
In sine Jugend was he en Ferkel,
In sin Oller was he en Swin.
O Herr, wat mag he jetzt wull sien?"

Wer aber nicht weiß, wo Greven liegt, der sei an die alte Auskunft der dortigen Bürgerschaft erinnert, die zu einer alten Zeit, als es noch keine Reiseführer gab, weithin im Volksmunde lebte:

„Die größte Stadt in Engelland
Ist London an der Themse,
Das größte Dorf im Münsterland
Ist Greven an der Emse".

Vergessene westfälische Musikanten

Vor 50 Jahren (1883) war es, als der Märkisch-Westfälische Sängerbund nach längerer Unterbrechung unter Meister Knabes Stabführung auf dem Schützenhofe zu Soest seine Auferstehung feierte. Hier hörte man zum ersten Male das bekannte Westfalenlied in der Vertonung von Gottfried Havers kamp. Der Dichter Emil Rittershaus, dem seitens des Bundes ein silberner Lorbeerkranz überreicht wurde, weilte drei Tage in der gastlichen Stadt und erging sich in Erinnerungen an seinen Freund Freiligrath, der in Soest die Kaufmannschaft erlernt hatte.

Das Westfalenlied ist 1869 im Gasthof zur Post in Jserlohn gedichtet worden. Gedruckt wurde es zuerst in dem „Volksblatt für den Wahlkreis Jserlohn und Altena" zu Jserlohn (Nr. 17 v. 24. April 1869) unter der Ueberschrift: „Grüß dich Gott, Westfalenland". Gesungen wurde es zum ersten Male von dem Sänger Rademacher in Altena in der Vertonung von Johann Peters.

Vor 50 Jahren war es auch, als der Tondichter Hans Albrecht Gabriel (1883) in Schmallenberg geboren wurde, der seine sonnige Jugendzeit in Werl verlebte. Ruhm und Anerkennung erwarb er sich fern seiner Heimat in Leipzig, wo er im November 1932 gestorben ist.

Aus Arnsberg stammten die beiden Brüder d'Alauen. Peter Cornelius Johannes d'Alauen wurde am 17. September 1795 geboren. Er studierte in Berlin Medizin und widmete sich unter Zelter der Musik. Nachher war er praktischer Arzt in Mülheim am Rhein, wo er am 27. November 1863 starb. Nach seinem Tode erschienen von ihm Vokal-, Pianoforte- und Instrumentalkompositionen, darunter auch ein Streichquartett von bleibendem Wert. Sein Bruder Franz, geb. 1798, erhielt seine musikalische Vorbildung bei Ferdinand Ries, einem Schüler von Beethovens. Er wirkte in London als geachteter Klavier-Virtuos, Tondichter und Musiklehrer.

Weiter wäre Friedrich Daniel Eduard Willing zu nennen. Er war der Sohn des Pfarrers Johann Willing zu Hörde-Dortmund und wurde dort am 21. Oktober 1809 geboren. Als Zögling des Lehrerseminars zu Soest (1826—1828) erhielt er durch Musikdirektor Engelhardt eine gediegene musikalische Ausbildung. Im Jahre 1830 wurde er Stadtorganist in Weisl; 1834 ließ er sich als Musiklehrer in Berlin nieder. Im Jahre 1851 erhielt er für eine Bearbeitung des 129. Psalms für vier Chöre mit Orchester die große goldene Denkmünze für Kunst. Auch seine übrigen Instrumental-, Kirchen- und Liederkompositionen fanden vielseitige Anerkennung.

Nicht gerade unbekannt, aber doch noch zu wenig bekannt ist Karl August Groos, der am 16. Februar 1789 zu Saßmannshausen in der Grafschaft Wittgenstein geboren wurde. Er starb am 20. November 1861 als Pfarrer, Regierungs- und Konsistorialrat in Koblenz. Von seinen Liederkompositionen sind „Freiheit, die ich meine", „Ich bin vom Berg der Hirtenknab" und „Ach Gott, wie weh tut Scheiden" u. a. in unseren Liederbüchern noch zu finden.

Im allgemeinen weiß man von diesen und auch anderen heimischen Tondichtern nicht mehr allzu viel. Ihre Werke sind aus den Konzertsälen verschwunden. Aufgabe der Heimatvereine dürfte es sein, musikgeschichtliche Ausgrabungen zu veranstalten und wertvollen Werken der alten westfälischen Meister zu neuem Leben zu verhelfen.